

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 53 (1982)
Heft: 1

Artikel: Heim in der Krise - Krise im Heim?
Autor: Bollinger, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hat der Kandidat diese vier Grundfähigkeiten, so besteht Aussicht, dass er ein guter Heimerzieher wird.

Aus diesen wie weiteren Elementen baut jeder sein persönliches Berufsbild auf. Was kann ich abschliessend vom Berufsbild als Ganzem sagen? Da kommen mir unsere Sommerferien zu Hilfe. Als Grossfamilie zelteten wir an einem noch ziemlich unberührten Fluss. Eines Tages machten mein 11jähriger Neffe Oriol und ich eine längere Abfahrt, jeder in seinem Boot. Bald fuhren wir durch grünes Dickicht, bald durch steinige Schluchten. Bald durchquerten unsere Boote tiefe, stille Wasser, und wir konnten dann träumen oder schwimmen. Bald mussten wir uns rühren, um nicht an Felsbrocken aufzufahren.

So etwa sehe ich die Heimerziehung: als etwas, das sich ständig ändert, als etwas, das viel Unvorhergesehenes mit sich bringt, als etwas, wo jeder auf den andern angewiesen ist. Der Jugendliche braucht mich, um sich selbst zu verwirklichen. Ich brauche aber auch den Jugendlichen, um der zu werden, der ich in meinem Innersten bin.

Daher würde es mich beunruhigen, wenn die Heimerziehung je in feste Normen gepresst würde. Sie muss etwas Bewegliches bleiben.

Das heisst aber, dass es auch weiterhin Berufsbildkrisen geben wird. Es ist dies die natürliche Auseinandersetzung zwischen dem, was von uns erwartet wird und dem, was wir zu geben imstande sind.

Weitere einschlägige Arbeiten vom Verfasser:

- *La préparation du placement institutionnel.*
in: Ensemble, no 55, 1970, pp. 4-25.
- *Das helfende Gespräch in der Beobachtung.*
in: VHN, 44, Nr. 1, 1975, pp. 36-42.
- *Une approche rééducative pas comme les autres: l'orthogénie de Bruno Bettelheim.*
in: Médecine et Hygiène, 34e année, no 1195, tiré à part.
- *La communauté, lieu de déchéance ou d'épanouissement?*
In: Revue internationale de l'enfant, no 29, juin 1976, pp. 29-38.
- *Ein Beitrag der kanadischen Sondererziehung: Die psycho-éducation nach Jeannine Guindon.*
In: A. Bürlü (Hrsg.)
Sonderpädagogische Theorienbildung/Vergleichende Sonderpädagogik.
Luzern: Verlag SZH, 1977, pp. 213-217.
- *Psychisch gestörte Kinder und Jugendliche.*
In: Pro Juventute, 61. Jahrgang, März-April 1980, pp. 112-115.
- *L'enfant guide de l'éducateur.*
Approche du problème sous l'angle de la rééducation thérapeutique.
In: Revue Internationale de l'Enfant. 1981. no 48, pp. 29-40.

Heim in der Krise – Krise im Heim?

Von Dr. Heinz Bollinger, Geschäftsstelle VSA*

Was hier folgt, gilt zwei Dingen, die es – kurz und vereinfacht gesagt – erst seit etwa 200 Jahren gibt: Das *Heim* als soziale Einrichtung, als soziale Institution ist ein Kind des 19. Jh. – man denke nur einmal an die Waisenhäuser, die sogenannten Rettungsanstalten, die in der Schweiz von Pestalozzi, von Zellweger und Fellenberg oder von anderen Gleichgesinnten gegründet worden sind. Das Alters- und Pflegeheim, soweit es aus dem Alters- und Armenasyl hervorgegangen ist, ist kaum älter. Man kann zwar eine Entwicklungslinie ziehen, wenn man will, bis zurück zur Fuggerei, bis zur ältesten Sozialsiedlung aus der Zeit der Renaissance, die von den Fuggern, den Vätern der kapitalistischen Wirtschaftsform, in Augsburg gegründet worden ist. Aber weil das System, für das der Name der Fugger steht, weil die Sicht der Welt und des Menschen, die in der Renaissance zum Durchbruch gekommen ist, erst im 19. Jh. ihre volle Entfaltung gefunden hat, ist es sicher nicht falsch, auch das Altersheim als Kind des 19. Jh. zu bezeichnen. Das Heim für Behinderte ist noch jünger.

Andererseits der Begriff der *Öffentlichkeit*: Es lässt sich sprachgeschichtlich belegen, dass dieser Begriff im allgemeinen Sprachgebrauch erst im 19. Jh. auftaucht – etwa

zur gleichen Zeit, da auch der Begriff der Gesellschaft gebräuchlich wird. Das Auftauchen beider Wörter im Sprachgebrauch bedeutet, dass man damals begonnen hat, sich mit dem, was die Begriffe meinen und zum Inhalt haben, zu beschäftigen und darüber nachzudenken. Ich habe nicht die Absicht, jetzt darüber zu referieren, was unter diesen beiden Begriffen, Öffentlichkeit und Gesellschaft, heute zu verstehen sei. Aber auch ohne eine solche Absicht scheint es mir nötig, ja unumgänglich zu sein, dass wir uns zusammen ein paar Gedanken zu machen suchen über jene Zeit, die in der Renaissance, also im 16. Jh., zum Durchbruch gekommen ist und die im 19. Jh. sich voll entfaltet hat.

Pauschale Feststellungen zum Thema Wissenschaft

Im Sinne pauschaler Feststellungen darf man sagen, dass sich bis ins 19. Jh. die Wissenschaft, und zwar die Naturwissenschaft als beherrschende Wissenschaftsform, immer entschiedener durchsetzt. Sie charakterisiert sich dadurch, dass sie alles, was ist, zählen und messen will und dass sie als wirklich und als Gegenstand der Forschung nur gelten lassen kann, was sich messbar machen lässt. Im 19. Jh. hat das Zeitalter der Wissenschaft und der Technik sich voll durchgesetzt. Es ist auch das Zeitalter der Industrie und der industriellen Wirtschaft, welche die vorherige kleingewerbliche und die Agrarwirtschaft abgelöst hat. Im industriellen, technischen Zeitalter hat sich auch ein neues Verständnis der Arbeit durchgesetzt: die Arbeit wird zur käuflichen und verkäuflichen Ware.

* Vortrag zum Thema «Heim und Öffentlichkeit» anlässlich der Hauptversammlung der VSA-Sektion Zentralschweiz in Luzern und der Hauptversammlung der VSA-Sektion St. Gallen in Altstätten, beide im April 1981. Auf ausdrücklichen Wunsch der damaligen Hörer erfolgt der Abdruck in dieser Nummer.

Suche nach dem eigentlichen Leben

Grenzerfahrungen in der Arbeit im Heim

Der Mensch als Existenz

**VSA-Kurs II für alle, die in einem Heim tätig sind
sowie für die Vertreter von Heim-Trägerschaften**
Leitung: Dr. Imelda Abbt

Als erster Teil in einem fünfjährigen Zyklus wurde 1981 in den Regionen Graubünden und Bern der Kurs «Menschenbilder und ihre Rückwirkungen auf die Heimarbeit» durchgeführt. Der in diesem Jahr folgende zweite Teil – «Suche nach dem eigentlichen Leben: Grenzerfahrungen in der Arbeit im Heim» – ist aus den Anregungen und Wünschen der Teilnehmer des letztjährigen Kurses erwachsen. Kurs II beschäftigt sich mit dem Spannungsfeld, in dem jeder einzelne Mensch lebenslänglich steht, nämlich zwischen Zu-sich-Finden und Sich-selber-Entrinnen. Jede Suche nach dem eigentlichen Leben bewegt sich zwischen diesen beiden Polen. An den drei Kurstagen soll folgendes thematisiert werden:

- | | |
|-------------|---|
| 1. Kurstag: | Die Suche nach dem 'eigentlichen' Leben.
Geschichtliche Hintergründe des existentiellen Denkens. |
| 2. Kurstag: | Der Mensch als 'Existenz'.
Das Wissen des Menschen bei verschiedenen Vertretern der Existenzphilosophie. |
| 3. Kurstag: | Grenzerfahrungen und 'Existenz'.
Zur Brüchigkeit menschlicher Lebensentwürfe. |
- Ausgewählte Diskussionstexte sollen die persönliche Verarbeitung erleichtern helfen. Beiträge aus dem Teilnehmerkreis sind erwünscht. Imelda Abbt

Durchführungsorte und Termine Region Graubünden

Mittwoch, 31. März 1982:	Kinderheim Gjuvaulta, 7405 Rothenbrunnen
Dienstag, 4. Mai 1982:	Waisenhaus, 7005 Masans
Dienstag, 8. Juni 1982:	Stiftung Gott hilft, 7205 Zizers

Durchführungsorte und Termine Region Bern

Dienstag, 27. April 1982:	Weissenheim, Bern
Dienstag, 25. Mai 1982:	Schulheim Landorf, Köniz
Dienstag, 29. Juni 1982:	Schulheim Schloss, Kehrsatz

Kurskosten

für je drei Kurstage, die nur en bloc besucht werden können
(inkl. Mittagsverpflegung)
Fr. 175.- für Teilnehmer aus VSA-Heimen
Fr. 230.- für alle übrigen Teilnehmer

Anmeldung

(«Grenzerfahrungen in der Arbeit im Heim»)
bis 20. März 1982 an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich

Name, Vorname

Tätigkeit, bzw. Funktion

Name des Heims
und genaue Adresse

Region Graubünden ☐

Region Bern ☐

VSA-Mitgliedschaft des Heims

Ja ☐

Nein ☐

Die Wandlungen, die sich mit der Herkunft des wissenschaftlich-technischen Zeitalters durchgesetzt haben, widerspiegeln sich auch im veränderten Verhältnis von Gott und Mensch, Mensch und Welt, Gott, Welt und Mensch. Lag früher für den Menschen seine Würde darin, von Gott abhängig, das heisst Kind Gottes zu sein und sich in der Welt als Teil der Schöpfung Gottes zu fühlen, wurde im Lauf der Jahrhunderte seit der Renaissance immer entschiedener die menschliche Würde in seiner Unabhängigkeit – mit einem Fremdwort: in seiner Autonomie – gesehen. Galt früher alles, was ist, als geschaffen und galt Gott als der tiefste Grund aller Wirklichkeit, kann später der Mensch, der ins Zeitalter der Wissenschaft eingetreten ist, als wirklich nur das anerkennen, für das er selber durch sein Denken den Grund liefert, indem er es erkennt, begreift und begründet. Alles, was wirklich ist, muss für ihn und von ihm begreifbar und begründbar sein. Was aber nicht denkbar, vorstellbar, begreifbar und begründbar ist, ist für ihn nicht *wirklich*. Dem, was er begründen kann, gibt er dadurch Sinn, und indem er ihm Sinn gibt, macht er es in gewisser Weise von sich abhängig und macht es zu seinem Werkzeug.

Anderer Aspekt: der Kolonialismus im 19. Jh.

Ein anderer Aspekt des grossen Wandels, von dem hier die Rede ist: In der Renaissance wurden von Europa aus die verschiedenen Erdteile entdeckt, und was als «Entdeckung» begann, wurde im Kolonialismus des 19. Jh. beendet: Europa hatte sich die entdeckten Erdteile erobert, als Kolonien von sich abhängig und zum Werkzeug gemacht. Wer mir diese Kurzfassung der Weltgeschichte im 19. Jh. abnehmen kann, wird vielleicht auch der nächsten Feststellung nicht widersprechen, die moderne Wissenschaft und Technik sei nichts anderes als der menschliche Versuch, alles, was ist, in planetarischem Ausmass abhängig, dienstbar, zum Werkzeug zu machen.

Ein dritter wichtiger Aspekt dieses Wandels, der in der Renaissance begonnen und im 19. Jh. einen ersten Höhepunkt erlebt hat: Wer daran glaubt, dass sich der Mensch alles, was ist, mit Hilfe von Wissenschaft und Technik in immer grösserem Masse dienstbar machen, unterwerfen kann, muss in gleicher Weise auch davon überzeugt sein, dass es letztlich keine Grenzen der Machbarkeit gibt. Zwar gibt es – heute und morgen noch – gewiss solche Grenzen. Aber, das gehört ebenfalls zu der genannten Überzeugung: Man kann die Grenzen immer weiter

hinausschieben, immer mehr Wissensgebiete erobern. Es ist nur eine Frage der Zeit und der geeigneten Werkzeuge, die sich bei der Eroberung wirkungsvoll wie Waffen einsetzen lassen. Neben dem Verschieben und Erweitern der Grenzen geht ebenfalls unaufhörlich die Perfektionierung der Werkzeuge, das heisst die Spezialisierung des Wissens und die Verfeinerung der Methoden der Wissenschaften, einher.

Leitbilder der Leistungsgesellschaft

Letzter Aspekt des Wandels – ganz kurz: Wer in der beschriebenen Weise unaufhörlich als Eroberer auftritt, muss bestimmte Wertvorstellungen, bestimmte Vorbilder und Leitbilder haben. Wer erobern, unterwerfen, abhängig machen will, muss vom Vorrang der Stärke vor der Schwäche überzeugt sein, auch vom Vorrang der Kraft, der Tüchtigkeit, Gesundheit, Jugend vor dem Alter, vor der Krankheit, vor der Gerechtlichkeit. Sie kennen alle die Vorbilder und Wertvorstellungen, die die moderne Leistungsgesellschaft hat. Die Wurzeln dieser Gesellschaft reichen zurück ins 19. Jh. – in jene Zeit, die angefangen hat, in der Unabhängigkeit und Autonomie die eigentliche, die höchste Würde des Menschen zu sehen. Jene Zeit hat aber auch angefangen, Rettungsanstalten, Asyle zu bauen, Heime für die Schwachen, die Alten, für die Gebrechlichen.

Sie merken es ganz gewiss: Wir nähern uns Schritt um Schritt dem engeren Thema. Bevor wir das Ziel ohne Umschweife, sozusagen im Direktgang ansteuern, ist eine Zwischenbemerkung unerlässlich. Was sich in Europa und in allen andern Gebieten der Welt auf dem Weg vom Ende des Mittelalters bis zum Beginn des modernen Zeitalters der Technik und Wissenschaft in Jahrzehnten und Jahrhunderten abgespielt hat, ist nicht so friedlich, so gemächlich, so kontinuierlich vor sich gegangen, wie mein kleiner Überblick bisher vielleicht den Anschein erweckt hat. Ich will gar nicht aufzählen, zu wievielen Revolutionen, zu wievielen Kriegen es seit der Renaissance bis in die jüngste Zeit hinein gekommen ist. Allein auf dem Gebiet der Wirtschaft spricht man doch heute bereits von der dritten oder vierten industriellen Revolution. Jedes revolutionäre und kriegerische Ereignis ist von gewaltigen Erschütterungen begleitet gewesen, hat Traditionen und Institutionen, Wertvorstellungen und überlieferte Normen, kulturelle und politisch-gesellschaftliche Strukturen ins Wanken gebracht, meist ohne sie völlig zu zerstören und zu beseitigen.

SAP 6/81 Patienten-Bad

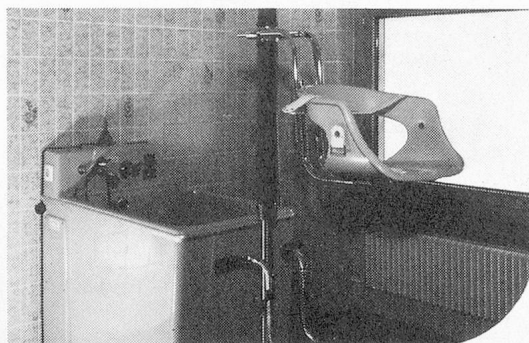
Das Patienten-Badesystem «Century» verlangt bei minimalem Platzbedarf von 1,9 x 2,5 m nur eine Pflegeperson zur Betreuung. Die Patienten freuen sich auf den

wohltuenden Badevorgang und das Pflegepersonal möchte dieses System nicht mehr missen. Verlangen auch Sie eine unverbindliche kostenlose Erprobung.

embru

Embru-Werke, Kranken- und Pflegemöbel, 8630 Rüti
Telefon 055/31 28 44

Embru bringt Komfort ins Heim



Krise hat mit Entscheidung zu tun

Man kann ohne Übertreibung sagen, seit Beginn der Neuzeit bis heute sei die europäisch-westliche Welt von einer Krise in die andere geraten. Der Begriff der Krise gehört untrennbar zum Abendland und zur abendländischen Geschichte. Krise ist ein griechisches Wort und hat mit Entscheidung zu tun. Entscheidung ist ohne Freiheit nicht denkbar, und so darf man die Krisen wohl als den Tribut bezeichnen, den die abendländische Welt für die Freiheit zu entrichten hat. In dieser krisengeschüttelten Welt mischt sich heute Altes kunterbunt mit Neuem. Das überlieferte Alte ist nicht völlig zerstört und wirkt immer noch nach, ist immer noch da. Aber es hat seine frühere Allgemeinverbindlichkeit nicht mehr, und das Neue hat diese Verbindlichkeit noch nicht. Das Gemisch von Altem und Neuem und der Mangel an Verbindlichkeiten sind typische Merkmale der sog. pluralistischen Gesellschaft, die eine Gesellschaft im eigentlichen Sinne schon gar nicht mehr ist. Es ist deshalb auch kein Zufall, dass man heute, statt von Gesellschaft, viel lieber und häufiger von Öffentlichkeit spricht.

Denn eine Gesellschaft entsteht und besteht eben darin und dadurch, dass und wenn es für sie solche Verbindlichkeiten, solche allgemein anerkannte Normen gibt. Im Zeitalter der Wissenschaft muss es – versteht sich – auch eine Gesellschaftswissenschaft geben. Das ist die Soziologie, deren Begründer, der Franzose Comte, im 19. Jh. gemeint hat, die Soziologie werde so etwas wie eine soziale Physik werden. Die Soziologen erklären uns, jede Gesellschaft organisiere sich gleichsam auf vier Ebenen und bilde auf jeder Ebene die nötigen Institutionen samt den dazu passenden Normen aus:

Erstens die Institutionen der Ehe, der Familie, des Sippenverbandes, die mit der Fortpflanzung zusammenhängen.

Zweitens die Institutionen der Kirchen, der Orden und Religionsgemeinschaften, die sakralen Institutionen.

Drittens die Institutionen des Staates, der Regierung, Verwaltung, des Rechts und des Militärs, die politischen Institutionen.

Und *viertens* die Institutionen der Wirtschaft, der Arbeitsteilung, des Handels und der Industrie, das sind die ökonomischen Institutionen.

Im Zwielficht des Zweifels und der Anfechtung

Ich überlasse Ihnen den Entscheid, welcher Ebene sie die Institution des Heims zuordnen wollen. Aber es ist keine Frage, dass die Institutionen der Heime insgesamt Schöpfungen des bürgerlichen Rechts- und Sozialstaates sind, dessen Entstehung ins 19. Jh. zurückgeht. Ebenfalls ist es keine Frage, dass seit einigen Jahrzehnten alle Institutionen dieses Staates insgesamt ins Zwielficht des Zweifels und der Anfechtung geraten sind: Die Familie ist von der Auflösung bedroht, die sakralen Institutionen haben an Einfluss und Geltung verloren, die politischen Institutionen werden als sinnlos empfunden und werden oft missbraucht, die ökonomischen Institutionen kommen immer mehr ins Kreuzfeuer der öffentlichen, zumeist kontroversen Kritik.

Joachim Bodamer, dessen gescheitete Bücher ich hochschätze, hat einmal gesagt:

«Auf die Dauer vernichtet jede Wissenschaft den Gegenstand ihres Forschens. Ihre formelle Tendenz ist so stark, dass sie den Inhalt auflöst. Oder die Wissenschaft erscheint erst, wenn ihr Gegenstand schon im Sterben liegt, so markiert die Soziologie das Ende der Gesellschaft, die Psychologie den Verlust der Seele als eines lebendigen, eigenständigen Organs, die Graphologie die individuelle Belanglosigkeit der Handschrift, die Politologie den Übergang des verantwortlichen politischen Handelns in einen technisch-automatischen Vollzug, und die Naturwissenschaft stellt als Kernphysik potentiell jetzt die Natur überhaupt in Frage, und zwar als Möglichkeit einer totalen Vernichtung allen Lebens auf dieser Erde.»

(Aus «Menschsein im technischen Zeitalter», Herder 1979)

Man könnte Bodamers Aufzählung ohne weiteres ergänzen und beispielsweise fortfahren, die Literaturwissenschaft markiere das Ende der Dichtung, die Kunstwissenschaft das Ende der Kunst, die Erziehungswissenschaft das Ende der Erziehung, die Gerontologie das Ende des natürlichen Verhältnisses zum Alter, die Sozialarbeit als wissenschaftlich-technische und methodische Disziplin das Ende des Gefühls persönlich-mitmenschlicher Verpflichtung und die Theologie das Ende der lebendigen Religion. In der Tat gibt es in der modernen Theologie ja auch eine Richtung, die sich selber als «Gott-ist-tot»-Theologie begreift.

Seit den weltweiten Unruhen an den Universitäten von 1968 und in der Schweiz erst recht seit den Jugendunruhen des Sommers 1980, über die in den Zeitungen viel zu lesen gewesen ist – seither geht, immer weniger zu überhören und immer häufiger die Rede um von einer allgemeinen Orientierungs- und Kulturkrise, welche sich in einer aggressiven Form als Hang zur Gewalttätigkeit und als Terror sowie in einer regressiven Form als Alkohol- und Rauschgift-Sucht äussere. In dieser Sinn- und Orientierungskrise schwingen deutlich vernehmbare Endzeitstimmungen mit. Es macht den Anschein, als ob das Zeitalter der Wissenschaft und der Technik, mindestens in dieser Form, am Ende angelangt sein könnte. Anscheinend werden es die Menschen langsam inne, dass es mit der Autonomie allein sein Bewenden nicht haben kann und dass sie nicht die ganze Welt abhängig, das heisst sich zum Werkzeug machen können, ohne selber abhängig und auch zum Werkzeug zu werden. Also wieder einmal eine Krise, die diesmal tief zu reichen scheint, also wieder einmal eine Entscheidung, die fällig wird! Und bereits scheint am Horizont eine weitere Krise heraufzuziehen, die sich ebenfalls in bestimmter Weise äussert – ich meine hier die Erscheinungsformen der spiritistischen Welle und der Sekten.

Doch jetzt sind wir endlich und wirklich beim Thema: Heim und Öffentlichkeit. Denn wenn man heute von einer allgemeinen Sinn- und Orientierungskrise reden kann, ist es auch Ihre Krise im Heim. Und wenn eine Entscheidung fällig wird, wird es auch Ihre Entscheidung sein müssen. Ihr Heim liegt ja nicht irgendwo weit weg, irgend-

wo auf dem Mond, sondern gehört – wie Sie selbst – zu dieser Gesellschaft, die man die Leistungsgesellschaft oder die Konsumgesellschaft oder die pluralistische Gesellschaft nennt und die, weil es ihr an Verbindlichkeiten und an Verbundenheit fehlt, gar keine Gesellschaft mehr ist, sondern nur noch von Fall zu Fall Öffentlichkeit sein will und sein kann.

Und Sie leben in einem Staat, dessen Institutionen auf allen vier Ebenen an Geltung zwar erheblich eingebüsst haben, die aber andererseits, neben den Gegnern und Zweiflern, ebenso entschiedene Verteidiger finden. Als Leiter Ihres Heims leben Sie in einer Zeit, in der Altes, Überliefertes und Neues bunt gemischt ist. Persönliche Unabhängigkeit («Freiheit») und Autonomie des Individuums gelten vermutlich für eine Mehrheit der Menschen nach wie vor als erstrebenswertes Ziel, das zu erreichen man ein Anrecht hat. Der Glaube an die unbegrenzte Wachstumsfähigkeit und an den «unendlichen» Fortschritt von Wirtschaft, Technik und Wissenschaft ist noch immer stark verbreitet. Vermutlich eine bedeutende Mehrheit der Bevölkerung strebt danach, jugendlich-stark zu erscheinen, tüchtig und «dynamisch». Die Schwäche des Hilfsbedürftigen erscheint ihr als Makel, im besten Fall als Störung, die behoben werden muss. Sie hat zur Behinderung und zum Alter ein durchaus gebrochenes Verhältnis. Deshalb lässt sie, wenn überhaupt, das Heim nur als unvermeidliches Übel und nur so grad am Rande noch gelten. Aber in der gleichen Zeit beginnt man zugleich auch von der Begrenztheit der Ressourcen (Club of Rome) zu reden, von den Umweltschäden der Technik. Und man beginnt auch an der unbegrenzten Machbarkeit ein wenig zu zweifeln. Man scheint da und dort den Blick dafür zu bekommen, dass unsere Mittel, vor allem die finanziellen, beschränkt und begrenzt sind.

Keine Frage: Es ist eine schwierige Zeit!

Es ist – keine Frage! – eine schwierige Zeit. Wie sollen Sie sich, wie soll ich mich, wie sollen wir uns entscheiden? Jede Entscheidung, zu der wir uns durchringen, ist mit dem Risiko behaftet, sich als falsch zu erweisen. Die schwierige Situation und das beständige Risiko können uns den Schlaf rauben. Wenn ich ganz sicher wäre, würde ich nicht zögern, Schlaflosigkeit als gesund zu empfehlen. Aber ich bin eben nicht sicher: Mir selber fällt, wenn ich wach im Bett liege, in der Regel Gescheites nicht ein, und drum lasse ich die Empfehlung lieber bleiben. Doch eines und nur dieses ist sicher: Von der vielzitierten Orientierungslosigkeit der Zeit können die Heime nicht völlig unberührt bleiben. Institutionen, die als unvermeidliches Übel am Rande gerade noch toleriert werden, müssen gegenüber desorientierten Öffentlichkeiten in ihrer Stellung besonders verletzlich sein. Wo die Desorientierung von aussen voll und ungebremst durchschlägt ins Heim, muss es auch im Heim zu Krisen kommen. Wo es aber umgekehrt im Heim intern an Orientierung, an Ausrichtung und an Verbindlichkeiten fehlt, die als verpflichtende Regeln anerkannt sind, muss das Heim fast immer wieder, bei jeder internen Meinungsverschiedenheit, bei jeder Krise, zum Schauobjekt einer eklatsüchtigen Aussenwelt werden. Was ich damit meine, lässt sich auf folgende Kurzformel bringen: Heim in der Krise – Krise im Heim. Dieser Satz kann umgedreht werden und bleibt auch in der Umkehrung richtig.

Ein paar Hinweise auf (un)mögliche Auswege

Aufgrund der Erfahrungen, die ich gemacht habe, seit ich beim VSA tätig bin, sehe ich die Schwierigkeiten – nicht alle, aber doch viele –, welche Ihnen und Ihren Mitarbeitern die Aufgabe erschweren und das Leben sauer machen können. Ich will mich beschränken und gebe lediglich ein paar Hinweise:

● In vielen Heimen, vor allem in Kinderheimen – die Altersheime werden später folgen – geht jetzt die Furcht vor der sogenannten Unterbelegung um. Für die rückläufige Zahl der belegten Heimplätze gibt es eine ganze Reihe unterschiedlicher Gründe, die nicht bloss mit den stark gesunkenen Geburtenraten zu tun haben. Ich möchte sie hier nicht aufzählen. Da die Kosten gleichbleiben oder sogar ansteigen, kann die Unterbelegung den Fortbestand eines Heims in der Tat gefährden, denn wo die Kasse nicht mehr stimmt, wird die Trägerschaft in der Regel schnell genug nervös. Wer diese Gefahr abwenden und dabei gern dem «Zug der Zeit» folgen möchte, denkt sicher nicht zuletzt an Öffentlichkeitsarbeit und an Werbung. Weil ich früher im Journalismus und in der Öffentlichkeitsarbeit tätig gewesen bin, hat man mich in letzter Zeit deswegen auffällig oft um Rat gefragt, sogar um Hilfe gebeten. Tatsächlich lassen sich mit Werbung, Wirkungen erzielen. Auch Öffentlichkeitsarbeit, Werbung, ist heutzutage ja eine Wissenschaft und eine Technik.

Der Fachmann, der im Auftrag für ein Heim oder mehrere Heime eine PR- und Werbeaktion, wie etwa für eine Automarke oder für ein Waschmittel, durchführt, findet sich bestimmt. Die Frage ist nur die: Wo findet das Heim dabei die zu ihm passende Öffentlichkeit? (Es gibt verschiedene Öffentlichkeiten, je nach Zielpublikum.) Wer auf diese Weise die erste Gefahr abwenden will, ruft möglicherweise einer nicht kleineren zweiten: Er macht das Heim bzw. den freien Heimplatz zur Ware, die verkauft werden soll, und den gesuchten Heimbewohner macht er zur Ware, die eingekauft wird. Das Hauptmerkmal einer Ware, Beispiel Waschmittel, besteht eben darin, dass sie Mittel ist, Werkzeug zum Gebrauch für bestimmte Zwecke ist. Damit der Zweck erreicht werden kann, muss das Waschmittel immer gleich, gleich wirksam und gleichförmig sein.

● Dem «Zug der Zeit» folgt auch, wer sein Heim – um die Nachfrage nach Plätzen zu steigern und die öffentliche Geltung zu erhöhen – an neue Bedürfnisse anpasst, umbaut, umorganisiert, indem er es «modernisiert» und spezialisiert.

Er macht ein neues Konzept, bietet neue Therapien an, engagiert therapeutische Spezialisten, realisiert neue wissenschaftliche Theorien. Das Heim bekommt Ähnlichkeit mit einer Klinik. Eine Therapie ist eine gezielte Behandlungsmethode, die eine Störung, ein Defizit beheben soll und die ein Objekt erfordert, an dem sie zur Anwendung kommt. Weil sie gezielt ist, kann sie in der Regel nicht «ganzheitlich» sein. Ein Konzept ist ein Plan, den man ausdenkt, eine Modellvorstellung, die vermeintlich von der Wirklichkeit abgeleitet wird, indem man sich den neuen Bedürfnissen anpasst. In Wahrheit ist jedoch oft genug das Gegenteil der Fall: die Wirklichkeit soll sich dem Modell unterwerfen und anpassen.

Einmal von der Kostenfrage ganz abgesehen: Vielleicht gelingt der Versuch, das Heim auf diese Weise durch Spezialisierung modern und gefragt zu machen. Vielleicht passt sich die Wirklichkeit dem Konzept an. Vielleicht erweisen sich die Therapien als erfolgreich. Vielleicht aber gelingt der Versuch nicht, das Konzept scheitert an der Wirklichkeit, muss ersetzt werden; der Heimbewohner, der therapiert wird, fühlt sich unwohl in der Klinik, weil er nicht bloss Behandlungsobjekt sein kann und will, er erweist sich als therapieresistent; die Schwäche, die zu ihm gehört, ist etwas anderes als eine gesundheitliche Störung. Dann muss entweder die Therapie durch eine neue ersetzt oder der Heimbewohner selbst, weil therapieresistent, ausgewechselt werden.

Was ist mit «Therapismus» gemeint?

Verstehen Sie mich bitte recht: Ich sage kein Wort gegen konzeptuelle Änderungen, wenn sie nötig sind, nichts gegen neue wissenschaftliche Theorien, nichts gegen die massvolle Anwendung von Therapien und nichts gegen Fachwissen und Techniken. Sondern ich rede von dem, was der grand old man der Heimerziehung, Andreas Mehringer, *Therapismus* nennt. Der Therapismus ist – möchte ich meinen – wirklich eine Gefahr für das Erziehungsheim, für das Behindertenheim und für das Altersheim. Er macht das Heim zum Schauplatz der Experimentierfreude der Spezialisten. Und er macht, wenn sich die Spezialisten in die Haare geraten, das Heim von innen heraus krisen anfällig. Und drittens – das Wichtigste: Indem der Heimbewohner nur das Behandlungsobjekt und nur die Störung, nur das Defizit sieht, nimmt der Therapismus dem behinderten Menschen die ihm eigene Würde seines Soseins.

● Ein letzter Punkt: die Mitarbeiter, das Personal. Der Mangel an Personal macht allen Heimen zu schaffen, am meisten vielleicht dem Altersheim. Wer will denn schon im Heim arbeiten, das den Ruf hat, ein notwendiges Übel zu sein, und das so wenig Sozialprestige bietet? Im Versuch, die Personalnot zu lindern, folgen Sie dem «Zug der Zeit» ebenfalls, wenn Sie die Löhne der Mangelsituation anpassen; wenn Sie die Professionalisierung im Sinne der Spezialisierung vorantreiben; wenn Sie den Heimbetrieb immer perfekter organisieren und funktionalisieren; wenn Sie nur noch interessante Jobs anbieten, die es dem Arbeitnehmer erlauben, seine Arbeit, seine Spezialitäten zu den für ihn günstigsten Bedingungen zu verkaufen.

Vielleicht gelingt der Versuch – vielleicht aber auch nicht. Vielleicht rufen Sie auf diesem Weg bloss der Gefahr, dass sie mit der Zeit nur noch Mitarbeiter bekommen, die nichts als den gutgeschmierten Apparat sehen, nichts als einen interessanten Job suchen, nichts als ihre Ware günstig verkaufen wollen. Sie bekommen, anders gesagt, nur noch Minimalisten. Andreas Mehringer hat einmal gesagt – Sie haben es im Februarheft 1981 des Fachblatts lesen können –, *Zuwendung* sei das *beste Therapeutikum*, auch im Heim. Minimalisten können einen Satz wie diesen nicht verstehen, geschweige denn als Verpflichtung ernstnehmen. Damit man mich nicht falsch versteht: Ein Minimalist ist kein Faulpelz. Als Minimalisten bezeichne ich den Techniker, der danach trachtet, mit dem geringsten Aufwand zuverlässig und sicher den grössten Effekt zu erzielen.

Was ist notwendig? Wie sich entscheiden?

Das ist insgesamt die – schwierige – Situation. Es ist *Ihre* Situation. *Sie* müssen sich entscheiden, und *Sie* müssen etwas machen, um die Not, die Sie bedrängt, zu wenden. Sie kommen nicht darum herum, das Not-Wendige zu tun, denn Sie können ja nicht einfach der Devise «laissez faire – laissez aller» folgen. Aber was ist notwendig? Wie sollen Sie sich entscheiden, und wie können Sie dabei das Risiko möglicher Fehlentscheide kleinhalten?

Wenn Sie mich fragen: Was kann ich machen, dass die da «draussen», die nicht mehr eine Gesellschaft, sondern nur noch von Fall zu Fall Öffentlichkeit sein wollen, im Heim endlich etwas anderes als nur das unvermeidliche Übel und das Schauobjekt sehen? Was können Sie machen – wenn möglich mit einem Schlag und, wenn möglich, mit «totsicherer» Wirkung? Wenn die Frage so gestellt wird, lässt sich nur antworten: Sie können nichts machen, schon gar nicht auf einen Schlag und mit «totsicherer» Wirkung, selbst wenn es Donner- und Blitzschlag wäre. Das Wort «machen» so verstanden, beinhaltet Vorstellungen, die aus der Welt der Technik stammen: Ich drehe den Autoschlüssel, und der Motor läuft. Ich drücke auf den Schalterknopf, und das Licht brennt. Ich entwerfe ein Konzept, zeichne ein Organigramm, und der Betrieb funktioniert. So leicht ist, wenn überhaupt, die soziale Welt nicht in den Griff zu bekommen; schliesslich handelt es sich um Menschen, nicht um Maschinen.

«Nichts machen» heisst nicht «nichts tun»

Doch «nichts machen» muss ja nicht heissen: nichts tun. Muss nicht heissen, die Realitäten, die Sachzwänge der Arbeitswelt, in denen wir stehen, übersehen und etwa sachlich-fachliche Inkompetenz durch das «gute Herz» kaschieren zu wollen. Ich predige nicht einfach Rückkehr in die Vergangenheit oder Rückkehr zur Diakonie, obwohl es der diakonische Gedanke durchaus auch in der heutigen Zeit verdienen würde, ernstgenommen zu werden. Ich predige nicht Abschaffung alles Neuen und Flucht zurück in die sogenannte gute alte Zeit die gar

Man kann nicht etwas ganz anderes aus sich machen, als wozu die Anlage vorhanden ist. Es soll nicht jeder alles werden können, und sogar schon eine sehr grosse Vielseitigkeit ist manchmal nur auf Kosten der Gedankentiefe vorhanden.

Carl Hilty

nicht nur gut gewesen ist. Ich meine vielmehr, es gehe letztlich allein darum, ob wir anerkennen wollen oder nicht, dass wir einen Ausweg aus den Schwierigkeiten unserer weithin wissenschaftlich-technischen Welt kaum dann finden und überhaupt nur sehen können, wenn wir *noch mehr* «machen», noch perfektere Methoden und Massnahmen, noch wirkungsvollere Mittel und Werkzeuge erfinden. Denn die Jagd nach dem perfekten Werkzeug, der «totsicheren» Methode hat uns, behaupte ich, gerade diese Schwierigkeiten beschert.

In einem Hölderlin-Vers heisst es: «... wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch». Wo Not ist, ist, *ihr ganz nahe*, auch das Not-Wendige. Was sollen wir also tun? Antwort: Das Nächstliegende. Freilich, das Merkwürdige am Nächstliegenden besteht darin, dass es von uns, die wir den Blick viel lieber in die Ferne richten, so leicht übersehen wird.

Was hier und jetzt folgt, möchte ich ganz einfach sagen – aufs Risiko hin, dass es so wenig verstanden wird, so wenig ernstgenommen wie der vorhin zitierte Satz von Mehringer. Für das Nächstliegende halte ich in diesem Fall eine *Besinnung* auf das, was ein Heim als Heim sein soll. Im Telegramm-Stil: Wo sich Menschen heimisch fühlen und (mehr oder weniger und wenigstens zeitweilig) zufrieden sind, bildet sich Heimat, entsteht Gesellschaft – Gesellschaft als eine Mehrzahl von Leuten gleicher Gesinnung, gleicher Sprache, gleicher Zielsetzung, gleichen Engagements. Mitarbeiter und Betreute, die im Heim wirklich heimisch sind, leisten die beste Öffentlichkeitsarbeit, die sich denken lässt. Wo Heimat entstehen und Gesellschaft sich bilden kann, unter Gleichgesinnten, gibt es keine Einsamkeit, kein Sich-Verlassen-Fühlen. Menschen, die sich heimisch fühlen, *mögen* sich – mögen heisst: «sich Raum gewähren». (Schweizerdeutsch heisst «i mag di» zunächst «i mach dir Platz». Aber wenn zuviel Platz beansprucht wird, heisst «i mag di» auf einmal «i bi stercher als du».) Heimat ist daher nie eng und bedrückend, aber auch nicht unüberblickbar, unbegrenzt; grenzenlos und unendlich kann nur die Heimatlosigkeit sein. Ein Letztes: Wo im Heim Heimat entsteht, kann sich allmählich auch ausserhalb ringsherum wie ein Mantel Gesellschaft bilden. Es finden sich Gleichgesinnte, die sich mit dem Heim und durch das Heim verbunden fühlen.

Es gibt nur zwei Sorten
von Menschen,
die wirklich bezaubern:
Menschen, die alles wissen,
und Menschen,
die nichts wissen.

Oscar Wilde

Heimat ist keine Idylle und kein Geschenk

Hier ist eine kurze Zwischenbemerkung fällig, um allfälligen Missverständnissen vorzubeugen. Ich habe den Text meines Vortrags einem befreundeten Heimleiter zur Prüfung vorgelegt. Er hat mir an diesem Punkt freundlich und skeptisch erklärt, was ich da von der Heimat im Heim und ums Heim sage, sei eine Idylle. Die harte Heimwirklichkeit zeige immer wieder, dass die Voraussetzungen hierfür einfach nicht gegeben seien. Was soll ich hierzu sagen, ausser dass ich alles andere als ein Idyllenprophet sein möchte? Auch ich weiss gut genug, dass wir nicht im Schlaraffenland leben, wo uns die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. Heimat ist gewiss kein Geschenk, das uns wie ein Geschenk des Himmels einfach zufällt und das wir einfach haben, zum Beispiel durch Geburt. Heimat ist kein Geschenk, keine Gabe, sondern eine Auf-Gabe. Sie ist auch kein Dauerbesitz, sondern muss immer wieder erworben werden. Wo die Voraussetzungen fehlen, sollte man diese zu schaffen suchen. Aber wie diese Voraussetzungen schaffen? Antwort: Indem man sich nicht immer bloss als «Sicherheitsjäger» gebärdet. Indem man sich darin übt, Vertrauen auszustrahlen, Geduld zu haben, indem man sich getraut, sich – auf andere – zu verlassen – sich verlassen ganz wörtlich genommen: aus sich herausgehen, auf andere zu. (Dieses Sich-Verlassen muss in «guten Zeiten» geübt werden – schwimmen lernt man in der Regel auch nicht erst, wenn man im Begriff ist zu ertrinken.) Die Jagd nach Sicherheit kommt aus dem Misstrauen. Der misstrauische Kontrolleur fühlt sich verlassen und einsam, weil er sich nicht verlässt. Er ist ausserstande, andere zu mögen und ihnen Raum zu gewähren.

Wenn Sie als Leiter eines Heims in solcher Weise Raum gewähren und, zusammen mit Gleichgesinnten, Heimat schaffen, tun Sie nicht einfach nichts, wenn sie nichts «machen», sondern sich «bloss» besinnen. Sich besinnen heisst nicht reflektieren, über sich selber und über sich allein nachdenken. Sich besinnen ist zwar sicher ein Denken, aber nicht das Denken und Trachten der Wissenschaft, das immer gerichtet und gespannt nach etwas trachtet, was unterworfen werden soll. Wenn Ihre Arbeit der Heimführung aus der Besinnung herauswächst, ist Ihr Denken zuerst ein Anerkennen und sogar ein Danken. Sich besinnen heisst dann: den Sinn entdecken, der immer schon da ist, *vor uns* da ist (räumlich und zeitlich verstanden) und von uns nicht erst *erfunden* werden muss. Wo wir Sinn finden, können wir uns heimisch fühlen, können wir danken. Wenn wir uns nicht heimisch fühlen, sind wir in der Fremde, sind heimatlos, fühlen uns elend (das heisst «ausser Landes»). Wir sollten in diesem Zusammenhang und zum Schluss nicht vergessen, dass das moderne Zeitalter, das irgendwie an einem Ende angelangt scheint, nicht ganz zufällig als das Zeitalter der Mobilität und das Zeitalter des «unbehausten Menschen» bezeichnet worden ist: das Zeitalter der Heimatlosigkeit.

Paul Moor hat die Verwahrlosung Heimatlosigkeit genannt. Wenn es Ihnen gelingt, ein kleines Stück Heimat zu stiften, wirken Sie der gesellschaftlichen Verwahrlosung entgegen. Wenn Sie im Heim aber das Gegenteil bewirken, wird es – Schauobjekt der eklatsüchtigen Öffentlichkeit – leicht zum Spiegel einer verwahrlosten Zeit.